

(Nachdruck verboten.)

21]

## Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Der dumpfe Druck auf Hannes' Stirn war wieder da, stärker denn zuvor. Er lehnte schwer gegen die Wand und stöhnte: „Badder, warum haste mer det angethan?“

Der Alte sah auf von seinem Kasten und wiegte trübseelig den Kopf: „Ja, ja, dat is nu e so, ich han mir selber en Riegel vorgeschoben. Et thut mer sehr leid, aber — aber —“ er zuckte die Achseln, seufzte und sah dann herunter an sich, auf seine alten, müden Beine.

„Ich thät Dir gern helfen, aber guckste, dat Gemd is einem doch näher, wie der Rod!“

Matthes hatte den Sohn nicht verstanden. Nicht die versagte Hilfe hatte den so niedergeschmettert. Als Hannes das Haus im Dorf verließ, brannte in seiner Seele tief eine schmerzliche Scham. Den Alten mangelte es, jetzt mußte er's, er hatte es ja gesehen mit seinen eignen Augen, und — „dat ich net betteln gehn muß auf meine alten Tag“ — das hörte er immer, immerfort.

Als er sich seiner Mühle näherte, ging er nicht hinein, sondern setzte sich, ein wenig oberhalb, jenseits der Straße auf ein Felsstück, stützte die Ellbogen aufs Knie und legte den schweren Kopf in die Hände.

So saß er lange, regungslos; er spürte nicht die scharfe Kälte, die durch seine Kleider drang; ihm war heiß, beklommen, wie zur schwülsten Zeit des Jahres.

Auf den stummen Menschen nieder blickten die stummen Berge, und wiederum der Mensch blickte auf seine stumme Mühle. Alles war tot.

Hannes kante an seinen Nägeln — „dat ich net betteln gehn muß auf meine alten Tag“ — wenn er die Worte nur los wäre! Die quälten ihn. Er saß in einem seltsam müden Brüten — mochte nur einer kommen, mochte das Holz nur zum Teufel gehn, ihm war's egal! Ihm war alles egal! Er schloß die schmerzenden Augen.

Da hörte er munteres Weitschentrallen und lustiges Schellengeklingel. Unten auf der Schluchtstraße glitt ein Schlitten mit zwei mächtigen Säulen dahin; eine offene Gabel, gut zum Beladen, und Ketten schleiften hindendrein.

Er blickte auf — hatte er's nicht gedacht? — ja, ja, — jetzt kommt schon wer und holte das Holz ab. Sein Holz, sein schönes Holz!

Aber es mußte sein! Mit einem gewaltigen Entschluß raffte sich Hannes auf und zwang sein verstörtes Gesicht in gelassene Falten. Schweren Schrittes stieg er übers Geröll hinunter zur Straße und stapfte weiter in seine Einfahrt hinein.

Da hielt der Schlitten auf dem Hof. In der Thür stand die leidende Frau im Trauerkleid und zapfte verlegen an ihrer Schürze. Ein Mann in hohen Stiefeln und Flauschrock, die Peitsche unterm Arm, redete auf sie ein; und ein fremder Knecht stand mit offenem Maul dabei.

„Hannes, sie kommen eweil dat Holz abholen,“ rief Tina ängstlich.

„Meinswegen,“ sagte er gleichmütig.

Aber dann fuhr er zurück — gleich ein paar Schritt — und seine jetzt blasse Farbe schlug jäh um in eine beängstigende Röte. Seine Augen erweiterten sich, quollen aus den Höhlen und wurden stier: „Der da, — der da — im weißen Müllerfittel unterm Flauschrock — der da — war einer von denen oben am Bach — und der da, holte sein schönes Holz?! Der da?!“ Er schnappte nach Luft, wollte fluchen und konnte nicht, wollte schreien und konnte nicht, wollte lachen und konnte nicht. Immer enger schnürte ihm der Meisen die Brust zusammen, alles Blut im Körper wurde nach oben gepreßt, vor seinen Augen tanzten schwarze Punkte, — hin, hin zum Holz, das festgehalten mit beiden Fäusten! Der durfte es nicht kriegen, nein, der da nicht! Sin, rasch —!

Er konnte nicht. Um ihn sauste und brauste es, Himmel und Berge, das Haus, der Hof, das Holz, der da — alles wurde schwarz. Und eine Schwäche kam über ihn, so grenzen-

XIII.

los, daß er sich, ohne Laut, ohne Blick auf den Feind, mühselig an seiner Frau vorbei, in den Flur tappte.

Gleich danach hörte Tina einen schweren Fall.

Es ging ein Geräusch um in der ganzen Gegend. Die Leute guäkten schon, und die dem Müllerhannes einst Freunde gewesen, sprachen am meisten: „Uebermut thut selten gut!“

Es ging bergab mit dem Müllerhannes. Die Mühle war verschuldet, und nun mußte er noch brummen für das, was er dem Laufeld angethan!

Man war allgemein empört über so einen übermütigen Kaufbold. Ueberfallen hatte er den Laufeld, oben im Kunowald, am einsamen Kaisergarten, und hatte ihn so übel zugerichtet, daß der acht Tage das Bett hüten mußte. Aber dann nicht faul, hatte dieser geklagt und der Müllerhannes war jetzt verurteilt worden zu vier Wochen Haft wegen vorsätzlicher schwerer Körperverletzung.

Es nützte dem Hannes nichts, daß er sich den besten Advokaten zu Trier annahm und sich verschwor, daß er den Laufeld nicht hinterücks angefallen, sondern ihn herausgefordert zu ehrlichem Faustkampf, — der einzige Zeuge, der dabei gewesen oben unter den dunklen Fichten, in der einsamen Größe des Hochwaldes, war der alte Matthes, und der hatte den Hauptmoment verschlafen. Und überdies — ob so oder so — Keilereien waren ein für allemal vor dem Gericht wider das Gesetz.

Es mag einer gegen einen heißen Ofen anblasen, so viel er will, der Hannes mußte dran glauben. Es wurde nur Rücksicht genommen auf seinen körperlichen Zustand; erst gegen's Frühjahr trat er seine Strafe an. Die trüben Winterwochen hatte er unthätig in der Mühle geessen; nur zum Termin hatte er sich aufgerafft.

Er konnte ja auch nichts thun, ein Schlag hatte ihn getroffen von einer unsichtbaren Hand, wie ein Arthieb den Baum, der da gefällt werden sollte. Er konnte sich schwer erholen.

Eine plötzliche Verköhlung nach übermäßiger Erhitzung hatte die tiefe Ohnmacht, in der er hingestürzt, veranlaßt, sagte der Herr Doktor, den der Alte in seiner Herzensangst sich entschlossen, doch schon den andern Tag von Manderscheid zu holen.

Erst nach langer Zeit, nachdem der eigne Knecht und der fremde Knecht und der Müller selbst oben vom Bach, die Tinas Schrei zu Hilfe gerufen, den schweren Körper aufs Bett getragen, war Hannes wieder beweglich geworden. Und dann hatte er noch für Stunden stumm dagelegen, mit starr offenen Blicken, die doch nicht sahen. In der Nacht endlich, als seine Frau allein bei ihm saß, hatte er das erste Wort gesprochen und über seinen Kopf geklagt.

Nun hatte er lange Wochen gedoktort, sein Kopf war wohl besser, aber eine Schwäche der Augen war geblieben. Zu Zeiten sah er besser, zu Zeiten schlechter, aber nie mehr gut. —

Hannes trug eine dickgläserige, dunkle Brille, als sein Vater mit dem Chaischen ihn holen kam von der Eisenbahnstation. Fast hätte der Alte seinen Zungen nicht erkannt — hatten den die vier Wochen Vullses\*) zu Trier so verändert?! Pah, wegen Brügelei ist's wahrhaftig keine Schande, das haben schon mehr gemußt, darum brauchte er doch den Dudel nicht so krumm zu machen.

Aber Hannes hatte kein Lächeln für das wohlmeinende Zureden seines Alten. Er hatte die Gelegenheit benutzt und war bei einem Augendoktor zu Trier gewesen; auf das hin, was der ihm gesagt, hatte er noch die kluge Frau zu Euren, die weithin rühmlichst bekannt, konsultiert. Die hatte ihm mehr Hoffnung gemacht — Schnedenpeichel und Auflegen von gekautem Brot angeraten und fleißiges Weten des Rosenkranzes — aber doch wollte keine Hoffnung in sein Herz einziehen: vielleicht weil er nicht das unbedingte Vertrauen zu diesen Mitteln hatte.

Als er nun neben dem Vater zum Chaischen ging, wunderte sich der Knecht, der die Pferde hielt, daß der junge Müller nicht mehr viel größer war, wie der Alte. Der war

\*) Gefängnis.

seiner Zeit freilich auch ein Sünder gewesen, und jetzt hatten ihn nur die Jahre geduldet.

„Sei ewig nur alert, nur alert,“ ermunterte der alte Vater, und gab sich selber recht forsch, aber ein unruhiges Spiel kam in seine Gesichtsmuskeln und ein ängstlich forschender Blick in seine, hinter Hautfalten fast gänzlich verschunden und doch noch scharfen Augen, als er merkte, wie ungeschickt der Sohn zutappte und den Tritt des Chaischens ein paarmal verfehlte. —

Es war ein leichter Tag. Je weiter sie fort kamen von der Station ins Gebirge, vom Aylthal hinaufkletterten aufs Eifelplateau, desto großzügiger blickte die Sonne. Sie hüllte die weiße, staubige Chaussee in einen Strahlenglanz und senkte den zur Zeit weißblühenden Ebereschen die zarten Frühlingsblättchen. Es war heiß, aber trotz aller Hitze eine herbe Frische. Tausend Himmelschlüssel blühten auf den junggrünen Rainen und zart-lila Wiesenschaum. Unzählige Bienen summten darüber hin. Ueber frischgepflügtes Ackerland schritt hie und da ein einsamer Säemann, das weiße Sätuch um den Leib gefnüpft, griff hinein und warf im Schwunge Körner aus — ein goldener Regen: Gerste und Sommerroggen.

Was da gesendet ward, das würde sich nun bald wieder bezahlen tausendfach! Gannes seufzte plötzlich auf und legte die Hand über die Augen.

„Blendet die Sonn' Dich?“ fragte der Alte besorgt.

Er nickte stumm. Durch seinen Kopf wogte es: Hatte er nicht auch gegeben und gegeben, wie der da, mit voller Hand, immer in den Säckel gegriffen und reichlich ausgestreut — was erntete er nun dafür?! Undank! — Undank! Er hätte es schreien mögen heraus aus unendlicher Bitterkeit, hin zu den empfangenden Feldern im Lenzregen — Undank, Undank — mochten die ihn wenigstens hören, den Leuten würde er's doch nicht sagen — Undank, Undank! — Die Menschen waren zu schlecht — alle, ja alle!

„Is et Dir schlecht, Gannes?“ fragte der Alte wieder. „Jesses, Jung! wat biste ewig so rot?“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Daß mit den allermeisten heutigen Leistungen in der Kunst das Volk, als Inbegriff der Bevölkerung genommen, nicht mitleidet, und daß in Uebereinstimmung damit auch die heranwachsende Generation sich im allgemeinen noch nicht da hineinlebt, ist anderswo und hier bereits mehrfach besprochen worden. Daß nun verschiedene Veranstaltungen versucht werden, um ein solches Mitleben herzustellen, ist sehr ehrenwert, aber schon insofern merkwürdig, als sie zeigen, wie etwas künstlich hergestellt werden soll, das wir uns lieber als ein spontanes Geschehen denken möchten. Wer freilich eines der „Jugend-Konzerte“ besucht, deren 7. (in der großen Philharmonie) wir am Mittwoch hörten, wird zunächst den Eindruck des Rationellen und Naturfrischen haben. Ein herzfreuender Anblick, diese dichtgedrängte Schar froher Kinder, mit eingeprengten Okseln und Tanten, im Gegensatz zu früheren Konzerten nun auch schon gut erzogen zur bescheidenen Aufmerksamkeit, wohl am meisten insofern der guten Befolgen des Konzertprogramms. Dazu reise Künstler mit ausgewählten Nummern, wie man sie vom Standpunkt unsres Konzerttreibens aus schwerlich besser auslesen könnte; die Mitwirkenden ersichtlich ganz oder so gut wie ganz aus Liebe zur Sache dabei; und hinter all dem die — wie man auch ohne nähere Kenntnis annehmen muß — Fleißarbeit des eigentlichen Veranstalters, Musikdirektors *Mag. B. A. K. K.*, der im Ringen um das Entgegenkommen der Schulkwelt sowie um die Ueberwindung der unvermeidlichen Reibungen sicher seine blauen Wunder erlebt haben wird. Jedenfalls möchten wir die Erscheinung dieser Konzerte in unsrem Musikleben nicht mehr missen, und gewiß wird da mancher Hörer, manche Hörerin noch im späteren Leben dankbar sein für diesen oder jenen einzelnen Eindruck, der sich unter solchen Verhältnissen leicht tief und dauernd eingräbt. Ein andres ist es allerdings, wenn wir sozusagen aufs Gewissen und mit dem Bewußtsein von unsrer Hochachtung vor all dem persönlich so Achtens- und Dankenswerten gefragt werden, ob wir grundsätzlich dieses Unternehmen und seine spezielle Durchführung für den richtigen Weg zur künstlerischen Erziehung der Jugend und damit des Volkes halten. Und da befinden wir uns in der gegenüber so viel Aufgebot von Uneigenmächtigkeit und gutem Willen in der peinlichen Lage, ein „Nein“ auszusprechen zu müssen; ein „Nein“ freilich, das hundertmal mehr unsre Kunst- und Erziehungsverhältnisse überhaupt trifft, als den Veranstalter und seine braven Hilfskräfte. Erstens gehört eine Bildung zur Kunst in die Schule selber; ich sage: eine Bildung zur Kunst, nicht ein Herunterfangen von Liedern im Chor. Zweitens: wenn Vattel und Genossen sich einsehen für die Ausfüllung einer traurigen Lücke in unsrem Schulwesen, so würde zu wünschen sein, daß sie auf einer würdigeren Grundlage unsrer Musikpflege überhaupt operieren könnten, als die heute gegebene in der That ist. Allein wenn schon

wir erwachsenen Musikfreunde zwischen Andantes für Violoncell, modernen und alten Liedern u. dergl. m. herumgeworfen werden, so ist dies für junge Neulinge um so geschmackverirrender — die oben erwähnten *e i n z e l n e n* Eindrücke immer ausgenommen. Drittens: da für die Jugend gerade nur das Beste gilt, genug ist, so wird es der Leitung eines derartigen Unternehmens auf die Dauer unmöglich sein, genügend Künstler des schlichten, warmen, nicht technisch raffinierten, also wieder geschmackverirrenden Könnens zu finden. Herr Vattel hat ein großes Geschick bewährt, die routiniertesten Mitwirkenden zusammenzubekommen; doch es sind großenteils solche, die uns vom Standpunkt des Jades aus interessieren, nicht von dem des Ergreifens der Kinderseelen aus. Wie dankbar muß man Herrn Opernsänger *J. J. J.* sein, daß er in letzter Stunde in eine Absogelücke einsprang! Es war uns auch lieb, diesen jungen Tenor, dessen gute Entwicklung wir bereits mehrfach markierten, nun auch in einem Konzert zu hören; und daß wir hier das Unfeine, dem Kornettklang Ähnliche seiner Stimme wiederfanden, kommt für unsre Erörterung nicht eigentlich in Betracht. Aber was Kinder davon haben, wenn mit interessanten, eisefalten Tönen das „Du bist die Ruh“ gesungen wird, wissen wir schlechterdings nicht. Und dann die Recitationen von *J. J. J. K. K. K.* Alle Achtung vor dieser Dame, von der ich in meinem Kreise persönlich und künstlerisch Gutes höre! Allein wer erkennen will, was eine bis zum äußersten raffinierte Technik, die dieser Schauspielerin und Recitatorin eine Rufmehrzukunft sichert, zuwege bringen kann, ohne daß ihr und der günstigen äußeren Anlage auch nur ein Funken künstlerischer Innerlichkeit entspricht: der lasse sich diese Eindrücke nicht entgehen! Als ich vor einiger Zeit die genannte Dame auf der Bühne sah, wie sie gleich einem exakten Mechanismus von sich gab, was in sie hineinkonstruiert worden, war mir's, als müßte ich hinaufspringen und sie ansehen: „Fräulein, spielen Sie doch lieber miserabel, aber aus sich heraus, statt so korrekt, ohne einen einzigen Ton aus dem Inneren!“ Und jetzt hätte ich sie ansehen mögen: „Nur einen einzigen eignen Herzenston, und ich vergebte Ihnen all das eisefeltige Pathos, mit dem Sie Heines „Walfahrt nach Neblaar“ zerzerren und damit den Kleinen Vergernis geben!“ Doch der einzige Ton kam nicht. — In der Geschichte der Malerei giebt es einen merkwürdigen, „wunderlich“ malenden Künstler, *Raphael Mengs*; der war von seinem Vater zur Kunst geprügelt worden. . .

Vollstümliches und — wenn uns diese analoge Bezeichnung erlaubt ist — kindertümliches will in großen und einfachen, bescheidenen und gemütvollen Linien gehalten sein. Volkslieder haben viel davon, zumal wenn nicht eine formale Metrik der Musik den Text künstlich zwängt; und allerdings werden sie uns meist in Fassungen geboten, bei denen man nicht recht weiß, wie weit die ursprüngliche, meist sehr schwandende Gestalt schuldgerecht überarbeitet ist. Die acht italienischen, englischen, französischen, deutschen Volkslieder, die wir neulich — inmitten zahlreicher Kunstlieder — von der *Mrs. J. J. J. G. G. G.* waren von dieser Art. Derlei gehört unter dem heute aufreibbaren Material zu dem günstigsten für musikalische Anregung des Volks und der Jugend, und wir empfehlen die Sängerin mit ähnlichen Programmnummern auch der Leitung der Jugend-Konzerte. Interessant war der Umstand, daß von jenen acht Stücken das äußerlichste, schon an *Edwin Schull* streifende: „Im Wald bei der Umfel“, mehr Anflug fand, als gediegner wie z. B. das (ostpreussische) „Gieb mir dein Herze“. *J. J. G.* besitzt eine der anmutigsten und bestgebildeten Altstimmen, die wir kennen, und ihr ganzes künstlerisches Geben zeigt sich als etwas Echtes. Auf die Dauer ermüdet freilich der Mangel an Schärfe und Größe (dem schon durch strengeres Herausbringen der Konsonanten etwas abzuwehren wäre); die Sängerin bewegt sich eben, und zwar wohl mit richtigem Bewußtsein ihrer Kunstgrenzen, im Genre des Schäferlichen, Wiegenliedlichen, um nicht zu sagen Wiegenliedlichen.

Weitab von allem Volksmäßigen führte uns ein Konzert des *Marceau-Quartetts*. *Henri Marceau*, ein junger französischer Geiger, hat sich binnen kurzem zu einem großen Ruhm aufgeschwungen, und sein Quartett (mit den Herren *R. R. R.*, *P. P. P.*, *K. K. K.*) gehört bereits zu den meistgenannten Vereinigungen. Welcher Gegensatz auch im Publikum zu dem in einem Jugend-Konzert und zu dem in einem Oberlichtsaal-Konzert wie dem von *M. G. G.* Bei *Marceau* die Auslese der äußerlich feinen Gesellschaft. Die Spieler selbst allerdings auch innerlich fein, lebendig frischen Tones, wenngleich ohne die intensive Ausdrucksfülle andrer. Sie begannen mit einem ganz neuen Streichquartett (*F-moll*) eines ganz jungen Mannes, *Karl Klingler*. Es ist eine vornehme Arbeit mit manchem *Marceau* in ganzen aber ohne jenes Ensigelnde, das sowohl dem Volkslied wie dem, was wir „klassisch“ nennen, seine Unsterblichkeit giebt; die überzeugend klare Prägung der thematischen Gestaltung. Aus *Klinglers* Stimmengewoge hebt sich nur wenig von solch überzeugend Prägnantem hervor. Bleibt noch eine nicht üble Kunst rhythmischer Frische. Ein ebenfalls neues Quartett von *Marceau* selber (op. 5. *Des-dur*) konnten wir wegen des vorgeannten, damit solidierenden Konzertes nicht mehr hören. Aus der Partitur, die käuflich zu haben war, erkannten wir ebenfalls solche rhythmische Vorzüge und eine noch schuldgerechtere Wache. Im übrigen sind die paar Hauptthemen, mit denen der Komponist den Inhalt seiner drei Sätze bildet, so trocken ausgeflügelt, und die übrigen Themen so wenig plastisch, daß wir — eben von jener rhythmischen Bewegtheit abgesehen, die uns als ein historisch wichtiger Fortschritt freut — doch schließlich nichts als ein Stück Wache vor uns haben. —

## Kleines Feuilleton.

**K. Den „Kampf mit dem Objekt“ auf der Bühne behandelt** Max Grube in einer unterhaltenden Theaterplauderei, die er in der Februarnummer von „Belhagen und Majings Monatsheften“ veröffentlicht. Er knüpft an Wisjers Buch „Auch Einer“, dessen Geld den fürchterlichen „Kampf mit dem Objekt“ führen muß, der für den Schauspieler aber noch viel schlimmer ist, weil dies sich auf der Bühne nicht immer so leicht helfen kann, wie es im Leben wenigstens möglich wäre. Der Schauspieler kann nicht einfach von der Bühne abtreten, wenn ein notwendiges Requisit fehlt, und in noch schlimmere Lagen gerät er, wenn ein falsches in seine Hand kommt oder das richtige so frech ist, die Dienste, zu denen es kontraktlich verpflichtet ist, zu verjagen. Grube weiß eine ganze Anzahl Beispiele von solchen bössartigen Requisiten zu erzählen. Vor allem gehört dazu der Brief, dessen Verbreitung in der neueren Dramatik glücklicherweise wesentlich eingeschränkt worden ist. Grube selbst hat einmal als Franz Moor vergessen, den Brief einzuliefern, der seinen Bruder ins Unglück stürzen sollte. Es war bei seinem ersten Auftreten im Dresdener Hoftheater, bei dem er sich in einer begreiflichen Aufregung befand. Bei den Worten: „Nacht mich vorerst auf die Seite gehen und eine Thräne des Mitleids vergießen für meinen unglücklichen Bruder“, suchte er sich in seiner Verzweiflung an eine durch einen Gobelin halbverschlossene Thüröffnung heranzuspüren und tief leise: „Brief! Brief!“ in die Coullisse. Darauf folgte ein kleiner Anlauf, aber die in den Coullissen Siehenden begriffen seine Todesnot zunächst gar nicht. Endlich drückte ihm ein intelligenter Theaterarbeiter ein kleines Oktavheft in die ausgestreckte Rechte, er versuchte durch heftiges Schlenkern des Büchleins mit einer Hand — seine linke befand sich ja auf der Scene — ein Blatt loszulösen, und es gelang ihm, einen etwa handgroßen Felsen abzureißen, von diesem kleinen Wisch mußte er nun das lange Schreiben ablesen. Als dann der Vorhang fiel und er sich von seinem Schreden erholt, sah er in dem hübsch ausgestatteten Gemach einen großen Schreibtisch, zu dem er nur hätte hingugehen brauchen, um einen der vielen dortliegenden Papierbogen zu nehmen. . . . Seitdem hat Grube wie alle erfahrenen, alten Minen in jeder Tasche der Bühnengarderobe Papiere stecken, die im Notfall als Briefe gelten können.

Nebel ist es auch, wenn ausgeschriebene Briefe verwechselt werden oder statt eines solchen gar ein leeres Blatt in die Hände des Darstellers gelangt. Es ist zwar eine alte Erfahrungsregel, daß auch solche zur Rolle gehörende Briefe auswendig gelernt werden sollen, aber die Schauspieler scheinen sich diese nicht zu Ruhe zu machen. Ein berühmter Napoleonspieler in Paris erhielt in einer Scene einen langen, für den Verlauf der Verhandlungen entscheidenden Brief. Der Getreue, der ihn zu überbringen hatte, wollte den Kaiser ein wenig in Verlegenheit setzen und reichte ihm ein umbedruckenes Blatt. Der Napoleon der Bühne hatte aber keine geringere Geistesgegenwart als sein Original, er empfing den Brief, öffnete ihn, überzeugte sich von dem — fehlenden Inhalt und gab ihm dem Ueberbringer mit den imperatorischen Worten zurück: „Lesen Sie, General!“

Von den Erinnerungen Grubes ist noch besonders lustig die Geschichte von einer andren Probe seltener Geistesgegenwart auf dem Theater im Kampfe mit dem widerpenstigen Objekt, die ihm sein Freund Ernst Gettke, der Direktor des Wiener Raimund-Theaters, erzählt hat. An einer kleinen Bühne wurden „Die Räuber auf Mariaculum“ gegeben. Dieses schöne Ritter- und Räuberstück beginnt damit, daß ein alter Ritter sein Schachbrett, das er als leidenschaftlicher Schachspieler stets am Sattelnopfe mit sich zu führen pflegt, „ausgerechnet“ auf einem Friedhof vergessen hat. Niemand waagt das Brett um Mitternacht von der schauerlichen Stätte herzuholen, bis sich endlich die mutige Tochter des waderen Burgherrn dazu erbietet. Das Stück beginnt also, der Ritter will sein Partisches Schach spielen. „Wo hab ich denn nur mein Schachbrett?“ hebt er an. „Mein Schachbrett, wo hab ich es nur? Ich hätte es doch vorhin!“ Da der Künstler den Souffleur nicht recht verstand, extemporierte er in allen Tonarten an diesem einen Sage weiter, und der Requisiteur, der zufällig hinter der Coullisse stand, kam auf den Gedanken, das Schachbrett gehöre auf die Scene und sei in der That vergessen worden. Auf einmal schob sich daher aus der Kulisse auf einen nahestehenden Tisch — das so sehr und nachdrücklich vermiste Schachbrett. Da stand es groß und breit vor aller Augen, und das Stück hätte einfach nicht weiter gehen können, wenn der Mime sich nicht zu folgendem geistvollen Extempore aufgerafft hätte: „Ach, da steht ja ein Schachbrett!“ — „Pausel!“ — „Aber dieses meine ich ja nicht. Ich meine das gute I ha, das hab' ich ja auf dem Kirchhof gelassen. Wer holt es mir von dort?“ usw. usw. —

### Theater.

Schauspielhaus. „König Heinrich der Fünfte“. Von Shakespeare. — Daß dem englischen Publikum Shakespeares dies von Haupt- und Staatsaktionen angefüllte Stück, in dem der fünfte Heinrich, „der Ausbund aller Könige“ mit Englands tapferem Heer und Gottes Hilfe den französischen Erbfeind zu Paaren treibt, von Herzen gefiel, kann man sich vorstellen. Herausgehoben aus dieser Atmosphäre, losgelöst von der nationalen Tradition, verblissen die Farben des Dramas. Das „Recht“ auf welches Heinrich bei der Kriegserklärung sich beruft, hat auch kein Fünkchen einer die Schranken engsten Hofinteresses durchbrechenden Idee in sich. Was kümmerlich einen die gelehrten Deduktion, durch die der Bischof von Canterbury aus

verstaubten Pergamenten den Anspruch des Königs auf französische Herzogtümer herleitet? Worte, nichts als Worte. Und trotz der frommen Augenaufschläge, mit denen Shakespeare diesen Heinrich, der ihm der größte und beste schien, so reichlich ausstattet, was thut der Ruhmgekrönte anders, als den listig ruchlosen Rat befolgen, den er als Prinz von dem sterbenden Vater erhielt:

Beschäftige stets die schwindligsten Gemüter  
Mit fremden Jwisß, daß Wirten in der Ferne  
Das Angedenken früherer Tage lerne!

Welche doppelzüngige Verteidigung in der Art, wie er, der den Krieg mit Frankreich schon fest beschlossen hat, die Verantwortung für die Ströme Blutes, die fließen werden, von sich dem Feinde, der thörichte Herausforderung des Dauphin zuschiebt. Kein Stäubchen darf an Schilde dieses nationalen Heros haften bleiben. Ueberall die absichtsvolle, selbstbewusste Kontrastierung englischer Kraft und Tüchtigkeit mit französischer Windbeutelei, wo doch nach anderthalb Jahrzehnten schon unter dem Banner der Jungfrau von Orleans aus den Geschlagenen Sieger wurden, die heldenmütig in gerechtem Kriege die Eindringlinge aus dem Lande jagten.

Was aber mehr noch als die offenkundige Tendenz lebendige Anteilnahme hindert, das ist die überquellende Fülle geschichtlicher Thatsächlichkeiten, die in dem Drama bewältigt werden soll. Was nicht hineingeht, hat ein Prologus vor jedem neuen Akt ergänzend und erllärend nachzuholen. Es fehlt an Raum, in dem die Phantasie des Dichters, ausruhend von all den Wechselfällen längst ver-gessener Politik, in freiem Spiel sich gehen lassen könnte. Aus dem lärmenden Getümmel der Verhandlungen, Auftrachen, Schlachten und Belagerungen in Heinrich V. sehnt man sich nach den löstlichen Genrebildern aus dem so viel stilleren Heinrich IV. nach Falstaff, seinen Gesellen und dem übermütigen noch von keiner Krone gedrückten Prinzen Heinz zurück. Daß Falstaff gleich im ersten Akte sterben muß, sterben, ohne daß er auch nur einen seiner fröhlichen Schwäbe hier zum Besten gegeben, hinterläßt eine auf-richtigere Verurteilung, als der Tod von so und so viel Baronen und Königen. Die Witwe Hurlig, Rym und Dardolph erscheinen nur auf kurze Augenblicke — die beiden letzten — ein garstiges Ende am Galgen zu nehmen —, König Heinrich hat die Munter-leiten seiner prinziplichen Vergangenheit gegen eitel Königstugend und Gottwohlgefälligkeit eingetauscht, und nur Pistol, der renommierte Hakenfuß hält bis zum Schluß, wo die Schläge Fluellens, des waderen irischen Kapitäns, ihm das Kriegshandwerk verleiden, die alte Fahne aufrecht.

In der Aufführung des Schauspielhauses war an Fleiß und Mitteln nichts geipart. Fehlerlos gelangen, in ihrem Eindruck durch wundervolle Dekorationen unterstützt, die schwierigen Massen-scenen; auch die kleinen Rollen lagen in tüchtigen Händen — nur den Dauphin hätte man sich anders gewünscht. Christian's repräsentierte trefflich den ritterlichen Fürsten, hochauferichtet, gebietend, stolz dem Feind und den Verrätern gegenüber, schlicht und herzlich in dem Gespräche mit den einfachen Soldaten. Fräulein Poype war eine anmutige, reizend verschämte französische Prinzessin, Pohl spielte, in der Streifscene mit drolligstem Humor, den irischen Kapitän, und Bollmer schuf einen idealen Pistol. Und trotzdem nur Einzelheiten schlugen ein. Als Ganzem blieb dem Stück die Wirkung versagt. —

### Medizinisches.

en. Die Sterblichkeit der Aerzte. Der ärztliche Beruf verlangt von seinen Vertretern eine besondere Widerstandsfähigkeit, da sie nicht nur häufiger als andre Leute gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt sind, sondern auch mit ihren Körperkräften und ihren Nerven den höchsten Anforderungen Genüge leisten müssen. In den Vereinigten Staaten ist man jüngst mit statistischen Berechnungen so weit gegangen, nicht nur die hohe Sterblichkeit, sondern auch die die Todesursachen bei den Aerzten ge-nauer zu untersuchen, und wenngleich sich die Ergebnisse nicht ohne weiteres auf andre Länder übertragen lassen, so kann man doch annehmen, daß der ärztliche Beruf überall die gleichen Bedingungen und Gefahren vorfindet. Nach einer Uebersicht des „Journal der Amerikanischen Medizinischen Ver-einigung“ beläuft sich die Zahl der Aerzte in den Vereinigten Staaten gegenwärtig auf etwa 105 000, von denen etwa 95 000 eine regelmäßige Praxis ausüben. Die Sterblichkeit unter ihnen wird für das Jahr 1902 mit etwa 15 vom Tausend ermittelt, und dies Verhältnis ist günstiger, als man erwarten mag, da die Lebensversicherungs-Gesellschaften eine höhere Sterblich-keit unter den Aerzten annehmen. In fast der Hälfte der Todesfälle war eine Ursache entweder überhaupt nicht angegeben oder doch nur so ungenau und unvollständig, daß sie für die Statistik nicht verwertet werden konnte. Sonst wurde als häufigste Todesursache Herzkrankheit gefunden, doch gab die Sterb-lichkeit an Lungenentzündung nur wenig nach. Demnachst forderten die meisten Opfer Paralyse, Tuberkulose und Unfälle verschiedener Art; in weiterem Abstand folgten Nierenentzündung, Typhus und Schlagfluß. An andren ansteckenden Krankheiten wurden im vorigen Jahr nur 31 Todesfälle unter den Aerzten verzeichnet, an Appendicitis 25, ebenso viele an Blutvergiftung; durch Selbstmord endeten 23, durch Mord 13 Aerzte. Unter Herzkrankheiten war vermutlich auch die so- genannte Herzschwäche einbegriffen, unter Paralyse auch Nerven-krankheiten aller Art, die schließlich zur Lähmung führen, und auch der Schlagfluß kann durch verschiedene Ursachen herbeigeführt werden,

So daß immerhin als die häufigsten feststellbaren Todesursachen die Lungenerkrankung, die Tuberkulose und vor allem auch die in- oder außerhalb des Berufs erlittenen Unfälle verbleiben. Die Altersgrenzen der Verstorbenen schwanken zwischen 21 und 96, und zwar war die Zahl der Todesfälle in den Jahren zwischen 71 und 80 am höchsten, was auf einen recht günstigen Gesundheitszustand schließen läßt. Noch genauer stellte sich die höchste Sterblichkeit auf ein Alter von 75 Jahren ein. Die wenigsten Todesfälle kamen vor im Alter von 21 und über 90 Jahren. Daß gerade das erste Jahrzehnt in der Ausübung des ärztlichen Berufs die meisten Gefahren bringt, wird erwiesen durch ein reiches Ansteigen der Sterblichkeit bis zum Alter von 35 Jahren, dann nimmt sie bis zu 75 Jahren nur langsam zu. Das mittlere Lebensalter der amerikanischen Aerzte stellt sich nach dieser Statistik auf etwa 58 1/2 Jahren. Unter den Verstorbenen hatten sich zwei gefunden, die auf eine siebzehnjährige Praxis zurückblicken konnten, dagegen waren 219 im ersten Jahrzehnt ihrer Praxis verstorben, 246 im zweiten, 229 im dritten, 235 im vierten Jahrzehnt, während die Zahlen dann weiterhin abnahmen. Die mittlere Dauer der ärztlichen Thätigkeit wurde auf etwa 29 Jahre berechnet. Im allgemeinen läßt sich aus diesen Angaben der Schluß ziehen, daß die Aerzte ein verhältnismäßig gesundes Leben führen, das den zahlreichen Gefahren ihres Berufs die Wage hält, und daß sie demnach in ihrer Mehrzahl nach den Regeln leben, auf deren Anwendung sie bei ihren Pflegebefohlenen hinarbeiten sollen. —

**Aus dem Tierleben.**

— Der Kleiber. Fritz Braun plaudert in der Wochenschrift „Merthius“ (Altona-Öttenjen. Chr. Adolff.): Noch tragen die Vögel kein Grün, aber drunten auf dem Waldboden prangt schon der bunte Teppich Anemoneu und Leberblümchen. Schwer und warm liegt der Sonnenschein auf der gelben Lehmwand, der die letzte Feuchtigkeit des Winters als leichter Nebeldunst entweicht. Feierliche Stille umgiebt uns. Nur aus der tiefen Waldbüchse tönt ein leises Rauschen. Dort sucht die Bemberrig ihren Weg und zwingt sich zwischen steilen Uferwänden hindurch, um möglichst bald die Madame, das schnelle Hauptflüßchen des kassubischen Hochlandes, zu erreichen. Bis in den dunklen Grund kann u. sich neugieriger Blick nicht hinabtauchen; die schroffe Böschung, an die sich halbtendurzelte Bäume mit knorrigen Wurzelstöcken wie mit muskelfrohen Armen anklammern, gebietet ihm Halt. Auf einem granitnen Marksteine lassen wir uns nieder. Vor einem Monat lag hier noch tiefgründiger Schnee, dessen glatte Fläche nur wechselndes Bild mit seltsamen Anzeichen versehen hatte. Warten wir noch einen Mond, so ist's wieder Mittag geworden an einem der kurzen Lebenstage unsrer Erde, die dem überhastigen Menschen oft so lang erscheinen.

Ans den ersten Betrachtungen weckt uns ein heller Auf. „Tsch, tsch, tsch“ tönt es zu uns herab. Zwei kurzschwänzige, gedrungene Vögel streichen in welligem Fluge über uns dahin, um sich an einer der nächsten Büsche anzuhäkeln und deren Rinde eifrig nach Insekten und Eierchen abzuzufuchen. Bald geht es den Stamm hinauf, bald kehrt das Männchen mit dem Kopfe zu unterst wieder ein Stück zurück, um eine besonders interessante Rindenspalte noch einmal abzufuchen. Es sind Kleiber oder Spechtmeise, die einzigen unsrer heimischen Vögel, die das schwierige Kunststück zuwege bringen, an einem Stamm mit gleicher Gelenkigkeit hinauf und hinunter zu laufen. Während der Paarungszeit sehen wir die beiden Gatten stets beieinander. Sonst macht der Kleiber das Sprichwort, daß gleich und gleich am liebsten gesellen, zu seinem Teile völlig zu schanden und streift lieber mit Meisen und Goldhähnchen durch Feld und Garten, als daß er zusammen mit seinesgleichen sein tägliches Brot suche. Diese sonderbare Gemeinschaft ist wohl nicht ohne Grund, kommt es doch dabei zu einer regelrechten Arbeitsteilung. Der Kleiber übernimmt den Stamm der Bäume, welche die lustige Schar besucht, während das Astwerk den Meisen und Goldhähnchen überlassen bleibt. Wahrscheinlich hat der Kleiber von seinen Genossen noch einen andren Vorteil. Diese können bei ihrer Thätigkeit im Geäst besser auf allerlei Raubzeug achten als der Kleiber, dessen Blide an den Baumstamm gebannt sind, und fordern ihn im Nothfalle rechtzeitig mit wetterndem Warnruf auf, seine Schutzstellung einzunehmen und an dem Baumstamm zu versteinern.

Wie der Kreuzschnabel, der Sternbeißer und der Würger, stellt auch die Spechtmeise einen Typ vor, der sich von der Grundform der Sperlingsvögel sehr weit entfernt hat. Sie ist kein Specht, mag ihr Schnabelmeißel noch so spechtartig ausschauen. Ihre Füße sind trotz der langen Behen echte Klammerfüße, die nur eine Zehe nach hinten kehren, und der kurze Schwanz vermag dem Vogel nicht wie den Spechten als Stütze am Baumstamm zu dienen. Dazu sind die Kiele der Schwanzfedern viel zu schwach. Einer solchen Stütze bedarf unser Vogel aber auch garnicht, da er nicht nach Art der Spechte faul gewordene Stellen der Baumstämme aushöht, sondern sich damit begnügt, die Röhre aus der Baumrinde hervorzuklauben. Ihr Nest vermag die Spechtmeise nicht selbst zu zimmern, sondern muß sich damit begnügen, in Höhlungen einzuziehen, welche die geschäftigen Zimmermeister des Waldes, die lauten Spechte, im ungestörten Thätigkeitsdrang über den eignen Bedarf hinaus fertigten. Ist der Eingang der Höhle zu groß, so

führt der Kleiber aus feuchter Erde eine fingerdicke Lehmwand auf, die nur einen ganz engen, kreisrunden Eingang freiläßt. Dabei müssen sie es allerdings mitunter erleben, daß der eigentliche Bauherr seine Höhle sehr energisch in Anspruch nimmt und den ledernen Winter mit samt seinem Hausrat zur Thür hinauswirft. Christoleit-Memel beschreibet uns einen solchen Fall in der „Ornithologischen Monatschrift“: Ein biederer Kleiberpaar besetzte die vorjährige Resthöhle eines Schwarzspechtes mit Beschlag und richtete sich in dem großen Räume recht wohlhlich ein. Da erschienen die früheren Besitzer, erbrachen die Lehmwand, die der Kleiber im Flugloch angefüßt hatte, und warfen die ganze Einrichtung des jungen Ehepaars hinaus, ohne jedoch selbst von der Wohnung Besitz zu nehmen. Der unverzagte Kleiber aber handelte nach dem schönen Kindervers:

„Wenn man nicht mehr weiter kann,  
Dann fängt man wieder von vorne an!“

Er baute in dieselbe Höhle ein neues Nest und brachte darin seine Jungen wirklich auf. Als dann die Jungen des Kleibers — die Spechtmeise erbüdet alljährlich in einer einzigen Brut 6—10 Eier — flügge geworden waren, machte sich die leere Wohnung noch ein dritter Gast, ein munterer Trauerfliegenfänger, zu nütze.

Der Kleiber ist in ganz Europa und den angrenzenden Erdteilen zu Hause und wird in America durch verwandte Arten vertreten. —

**Humoristisches.**

— Belehrung. „Du, Boda, wer san denn dö Zwoa in de Sopfasä?“

„Dös san Studenten; de derfa ananda d' G'sichta verhan'n, mir net!“ —

— Schulhumor. Lehrer (schreibt in der ersten Lesestunde ein i an die Wandtafel): „Kemmst Du den Buchstaben wohl schon, Elimar?“

Der kleine Elimar: „Kennen do id em woll, id weet man nich, wo he heet.“ —

— Neues vom Serenissimus. Serenissimus hat in seiner Residenz zu seinem Doppelgänger, der oft Anlaß zu lustigen Verwechslungen giebt. Serenissimus ist darob schon lange erzürnt und schickt endlich Kindermann hin, der Mann solle das lächerliche Kopieren in Kleidung, Haar und Barttracht unterlassen. Jedoch jener will nicht. Schließlich läßt er ihn zu sich selbst bitten, weil er argwöhnt, Kindermann sei nicht schneidig genug vorgegangen. Kindermann leitet die Privataudienz, es ist jedoch keine Einigung zu erzielen, da der Mann immer wieder behauptet, er sei um ein Jahr älter als Serenissimus und habe die Tracht in Folge dessen schon eher gehabt. Da fährt Serenissimus, der bis dahin schweigend zugehört, schließlich ganz rabiat auf und brüllt den Mann an: „So lassen Sie wenigstens den faudummen Gang!“ — („Jugend.“)

**Notizen.**

— Die Aufführung von H. Thomalla's Drama „Kappellenberg“ am 7. Februar (nachmittags) im Vellealliance-Theater wird die erste That der Neuen Deutschen Bühne sein. —

— Ludwig Thomas „Lokalbahn“ erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Burgtheater einen starken Heiterkeitserfolg. —

— In Moskau soll wieder ein ständiges deutsches Theater gegründet werden. —

— Der Komponist Robert Blanquette (geb. 21. Juli 1840) ist in Paris gestorben. Er hat 16 Operetten geschrieben. Am bekanntesten sind die „Gloden von Corneville“ und „Tip van Winkle“. —

— In der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ spricht am 2. Februar, abends 8 Uhr, im Bürgerkaale des Rathhauses Oberlehrer Dr. Karl Pappenheim über „Das Kind als Beobachter und Zeichner.“ Eintritt für Nichtmitglieder 50 Pf. —

— In Princeton (im Staate Washington, Vereinigte Staaten) und in der Olympia-Mine beim Mont-Stennedy soll man nach dem „Prometheus“ neuerdings Platin gefunden haben. Andererseits wird berichtet, daß das Nulon-Gold eine starke Beimengung von Platin enthalte und daß in den Lagern desselben auch Platinförner vorkämen, welche die Bergleute in ihrer Unwissenheit bisher weggeworfen hätten. —

— Die größten Geschütze der Welt sind jetzt im Fort Sandy Hook bei New York aufgestellt und am 17. Januar zum erstenmal mit vollem Erfolg erprobt worden. Das Kaliber dieser ungeheuren Kanonen beträgt 40 Centimeter. Es wurden drei Schüsse mit der vollen Ladung von 640 Pfund rauchlosen Pulvers, der größten, die bisher jemals zur Anwendung gekommen ist, abgefeuert unter Benützung eines Geschosses im Gewicht von 12 Tonnent. Die Bombe traf die Meeresoberfläche in einer Entfernung von 5 Kilometer, während die eigentliche Tragweite der Geschütze über 30 Kilometer beträgt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. Februar.